

Spaßhaus Mitte

Von Tanja Dückers

Als mich im Mai 1990 ein Trupp von Hausbesetzern fragte, ob ich einen Bau in Berlin-Mitte mitbeziehen wollte, überlegte ich nicht lange und entschied mich stattdessen für eine Hinterhauswohnung in Neukölln. Nein, mir war Mitte damals viel zu grau und trostlos. Da gibt's doch kaum eine Bar, kaum ein Resto, nicht mal eine Straßenlaterne, dachte ich, und jeder nickte zustimmend. Gerade mal neun Jahre ist dies nun her. Heute unvorstellbar, dass jemand den „Slumbezirk“ Neukölln – damals noch Einzugsgebiet von Kreuzberg als Mekka der Nacht – dem Szeneviertel Mitte vorziehen könnte.

Die Öffnung des Ostens – räumlich und kulturell – war für die West-Teens und -Twens erst mal eine enorme Erweiterung ihres Freizeitangebots. Ost-Berlin wurde zu einer Art großem Abenteuerspielplatz. Jede Woche machte eine neue illegale Bar auf, zu der man nur über ein Dach oder ein Kellerloch Zugang hatte, wurde ein neues Haus gefunden, besetzt, gefeiert. Auch ich zog dann doch hinüber an die Schönhäuser Allee. Wir fanden alte Ost-Akten, kurioses Geschirr, Sportmedaillen und Kleidung in haarsträubenden Farben, kletterten halbsbrecherisch durch Dachlücken, schleppten den gefundenen Krempel mit selbstgebauten Flaschenzügen ab und fühlten uns ein bisschen wie Tarzan und Jane.

Mittlerweile herrscht im Ostteil der Stadt ein verwirrend-betörendes Nebeneinander von neu eröffneten Banken und ehemals besetzten Häusern mit bunten Fassaden, von Ost-Bierstuben und Feinschmecker-Restos. In der U 2 tuckern Rasta-Tanten und Bürolinge Side by Side. Die Parallelität von Trash und Money, von Bonzen- und Ranzbackentum macht die Stadt spannender denn je. Da geben Freunde 200 Mark für eine Sonnenbrille aus, aber kurven auf einem von einem Junkie für 25 Mark abgekauften Klapperrad herum. Sie shoppen im „Eisdiebler“ (teurer Klamottenladen in Mitte) und bei „Rudis Reste Rampe“, probieren den „Modellhut“ (schickes Resto in der Alten Schönhäuser) und lassen auch den Nachtisch „Mandel-Brot-putting mit grünem Oliveneis“ nicht aus. Doch die nächsten Wochen wird wieder gedönert und geburgert.

Teens und Twens führen den Lebensstil vor, den sich viele 1968 gewünscht haben. Ohne zwanghafte Polygamie, Gemeinschaftsküche oder Kinderladen hat sich in der Stadt eine allge-

meine Entspanntheit ausgebreitet; das persönliche Wohlbefinden im Augenblick – in dieser Wohnzimmerbar auf dem etwas zer-schlissenen Brokatsofa mit Blubber-Musik und netten Freunden – steht über beruflichem Ehrgeiz oder dem Engagement für kollektive Ziele. Man tuckert zwischen One-Night-Stand und Langbeziehung, zwischen Single-Haushalt und Friedrichshainer Chaos-WG, zwischen Open-Air-Concert und Kellerloch-Event,

zwischen Ecstasy und Vitamin C, gurkt nach Indien oder an die Ostsee, man kriegt Kinder oder lässt es bleiben – ohne eine Ideologie daraus zu destillieren.

Und jedes Jahr scheint es eine neue Parade zu geben. Nachdem die Love Parade immer mehr zum Kommerz-Touristen-Blödmann-Event verkommen ist, zu dem die Junge Union einen Wagen schickt, ist man auf den Christopher Street Day (ob schwullesbisch oder nicht) und den „Karneval der Kulturen“ (dieses Jahr 300 000 Feiernde), die „Sex-Parade“ und die „Hanf-Parade“ umgestiegen.

Spanische Verhältnisse in Berlin: jede Woche Fiesta. Südliches Flair hat die Stadt ergriffen, all-orts eröffnen brasilianische, mexikanische und spanische Restos und konkurrieren mit den hiesigen Buletten-Bars, jede zweite Kneipe stellt Stühle auf den Bürgersteig, und auch die Bordsteinkante ist von den Kids wiederentdeckt worden. Anstatt teure Drinks in blöden Stehlocations, die eigens für abgehetzte Yuppies geschaffen worden sind, hinunter-zukippen, gehen wir zum Spätkauf auf der Kastanienallee, setzen uns mit Freunden, Bier und Gummibärchen an den Straßenrand und labern bis zum Morgen-grauen.

Das Lebensgefühl der Teens, Twens und Young Thirts findet sich zum Beispiel in den ehemals besetzten Häusern. Ihre Bewohner sind keineswegs, wie noch in

den Achtzigern und zu Wendezeiten, schwarzgekleidete Polit-Rhabarberer, sondern Leute mit Sony-Discman und Blinker-Turnschuhen, und ihre Buden etablieren sich zu richtigen Spaßhäusern. In den kalt-heißen Achtzigern (jetzt ist die Temperatur sommerlich-mild) und auch noch zu Beginn der Neunziger herrschte ein anderer Tenor vor, die besetzten Häuser am Einsteinufer oder in der Marchstraße umwehte ein trüber Nihilismus, ein pathetischer Ernst schwang mit auf den großen, von der damaligen U-Bahnlinie 2 für jeden zu lesenden Plakaten. Eine



Love Parade (im Juli)

REUTERS



Berlin

auf das (vermeintlich) Wesentliche reduzierte Polit-Sprache, das Leben mit extrem begrenztem finanziellen Spielraum, die Abschottung gegenüber der Außenwelt – so war diese Epoche der Berliner Linken. Ganz anders die von Vitalität, Neugierde, Hedonismus in den Osten getragene Hausbesetzerszene der Neunziger. In einem dieser Häuser in Mitte habe ich kaum einen Politspruch, kein „Bullen – verpiss Euch“, keinen „Schwanz ab“-Spruch gelesen, sondern schlicht: „Wir sind Gott.“

Jeder lebt in seinem Kosmos, macht Kunst oder das, was er oder sie dafür hält, „verwirklicht sich selbst“, egal, was dabei rauskommt, geht zu Demos, meist ohne konkrete Anliegen, freut sich, Leute wieder zu treffen, hofft dort, einen Kneipenflirt wieder zu sehen und sich zu amüsieren, während „Spießier“ grimmig-neidisch von Balkons herunterlugen.

Die meisten dieser Besetzerkids, die mir über den Weg liefen, kamen Anfang der Neunziger aus dem Westen. Wenn der Ostteil der Stadt zu anstrengend oder bedrohlich wurde, konnten sie immer noch bei den Eltern oder Freunden in W-Berlin kurz ein Wochenende abspannen, dreckige Sachen in die Waschmaschine und sich selbst in die Badewanne befördern. Ich kannte jemanden, der eine Wohnung in Schöneberg angemietet hatte und gleichzeitig ein oder mehrere Zimmer in einem besetzten Haus für sich in Anspruch nahm. Allerdings wurden solche Auswüchse an Egoismus meist doch mit Rauswurf aus der WG geahndet.

Schien die Suche nach politischer Freiheit in den Sechzigern, Siebzigern und Achtzigern oft ein Vorwand, um in Ruhe seinen Privatismus, wie auch immer er sich gestaltete, zu zelebrieren, schämt sich jetzt niemand mehr, dies offen zuzugeben. Die Leute verbrämen ihre ureigenen Träume, Konflikte und Pläne nicht mehr mit geborgten Parolen, sondern krakeln einfach „Spaßhaus“ an den Schornstein. Der gemeinsame Feind aller Kids, ob aus dem Westen oder Osten, ob turnschuhmäßig drauf oder in Nostalgie-Oma-Tripplern, sind die „Spielverderber“; das können je nach Lage Skinheads, Lehrer, Polizisten, lärmempfindliche Nachbarn, BVG-Ärsche oder Eltern sein.

Für die jetzt 20-Jährigen ist die Geschichte des vereinten Deutschland genauso lang wie die des geteilten Landes. Viele wissen nicht mehr, wo genau die Mauer verlief, und oft lässt es sich wirklich nicht mehr an den Häusern, den Geschäften, den Menschen ablesen.

Es gibt eine Art internationaler Jugendkultur, die auf Raves geht oder Drum'n'Bass hört, bunte T-Shirts von H & M und fette Turnschuhe trägt, die wirkliche und virtuelle Grenzen schlicht ignoriert. Viel Charme hat diese naive Vergesslichkeit, die den Mauerfall zu einem Datum unter vielen anderen im Geschichtsbuch werden lässt. Kirchenspaltung, Wiener Kongress, Weimarer Republik, Hitler und Co., Mauer hin, Mauer weg, Freizeit.

Es gibt Tausende Ost-West-Beziehungen, man feiert und arbeitet zusammen, manchmal macht man gute oder doofe Witze übereinander, so richtig interessiert das nicht mehr, ob jemand östlich oder westlich der Mauer seinen Hintern in die Welt gesetzt hat. Natürlich gibt es jammernde Nischenbewohner auf beiden Seiten. Leider müssen in diesem Zusammenhang ein paar Kreuzberger Provinzeier erwähnt werden, die sich und 80 Millionen anderen allen Ernstes die Mauer wieder an den Hals wünschen, um das Gefühl, am Rande der Gesellschaft zu leben, aufrechterhalten zu können.

Dennoch bekennt „die Szene“ sich – das steht nicht in einem Gegensatz zur übernationalen Clubculture, sondern ergänzt sie hier zu einer „besonderen Mischung“ – zum regionalen Standort. In Bars hängt nicht Brad Pitt, sondern Gorbatschow an den Wänden, in der „Hohen Tatra“ spielten die Hamburger „Sterne“, Ost-Gut wie Plastikspieße im Fernsehturmdesign stecken in Frucht-Cocktails, und der absolute Kultclub derzeit in Friedrichshain hat keinen weltläufigen englischen No-Name, sondern heißt schlicht: „Maria am Ostbahnhof“.

Berlin für Neugierige

Kneipen, Bars und Clubs in der Szene

CHARLOTTENBURG

GAINSBURG – BAR AMERICAIN

Savignyplatz 5,
S-Bahnhof Savignyplatz.

On aime Serge! Chef Frido Keiling gehört zu den Dauersiegern bei Cocktail-Wettbewerben.

SCHLEUSENKRUG

Müller-Breslau-Straße/Tiergartenschleuse, S-Bahnhof Tiergarten.

Auf drei Terrassen gemütliches West-Berlin. Selbstbedienung bei Lamm und Würstchen vom Grill.

FRIEDRICHSHAIN

DIE TAGUNG / CUBE CLUB

Wühlischstraße 29,
S-Bahnhof Warschauer Straße.

Für Ostalgiker die Friedrichshainer Szenekneipe schlechthin: Honecker-Porträt mit Trauerflor! Ein Stock tiefer kann getanzt werden.

MARIA AM OSTBAHNHOF

Straße der Pariser Kommune 8 - 10.
S-Bahnhof Ostbahnhof. Konzerte von Dub bis Minimal Techno, Drinks in der Flittchenbar.

KREUZBERG

ANKERKLAUSE

Maybachufer/Ecke Kottbusser Damm, U 8 Schönleinstraße.

Von Seemannsliedern bis Easy Listening. Szenepromi-Treff in ehemaliger Prolltränke. Donnerstags die beste Funk-Trash-Pop-Party der Stadt.

FÔGO

Arndtstraße 29, U 7 Gneisenaustraße.
Karibisch angehauchte Strandbar mit Sandfußboden. Häufig spontane Live-Sessions mit Seventies-Touch.

FRIENDS OF ITALIAN OPERA

Fidicinstraße 40,
U 6 Platz der Luftbrücke.

Kleines englischsprachiges Theater mit internationalen Gastspielen vielversprechender Künstler.

HAIFISCHBAR

Arndtstraße 25, U 7 Gneisenaustraße.
Blue-Note-Ambiente.

Cocktail-Bar mit Sushi-Tresen.

WELTRESTAURANT MARKTHALLE

Pücklerstraße 34,
U 1/15 Görlitzer Bahnhof.

Deftiges an großen Wirtshaustischen. Einen Stock tiefer finden

im „Privat Club“ Konzerte, Versteigerungen und Lesungen statt.

WÜRGENGEL

Dresdner Straße 122,
U 1/8/15 Kottbusser Tor.
Gemütlich-elegante Bar in sattem Bordeaux-Rot.

MITTE

BAUHÜTTE GEMÜTLICHKEIT

SCHMALZWALD

Schlegelstraße 26/27,
U 6 Oranienburger Tor.

Szenetreff in einer ehemaligen Garage der Betriebsfeuerwehr. Alltagsmuseum und Work-in-Progress-Kulturstätte.

CAFE ADLER

Friedrichstraße 206,
U 6 Kochstraße.

Direkt gegenüber dem ehemaligen Checkpoint Charlie gelegene Gemütlichkeitsoase.

SUPAMOLLY

Jessner Straße 41,
U 5/S-Bahnhof Frankfurter Allee.
Angesagter Konzertkeller mit Hausbesetzer-Flair. Musikalisches von Reggae über Punk zu Techno.

HACKBARTH'S

Auguststraße 49a,
S 1/2/25 Oranienburger Straße.

Erst Bäckerei, dann Yuppie-Eckkneipe, jetzt meist knüppelvoll. Trotz schlechtem Service guter Zwischenstopp auf Mittes „In“-Straße.

JUBINAL

August-/Ecke Tucholskystraße,
U 6 Oranienburger Tor.

Cocktails und ausgezeichnete Weine, siebziger Jahre Ambiente. Zeitgemäßer, unaufdringlicher Live-Jazz.

JULIETTES LITERATURSALON

Gormannstraße 25,
U 8 Weinmeisterstraße.

Buchangebot kleiner Verlage jenseits des Mainstreams. Regelmäßig Literaturprojekte mit Lesungen und Inszenierungen.

KURVENSTAR

Kleine/Ecke
Große Präsidentenstraße 3,
S-Bahnhof Hackescher Markt.

Kühle Angelegenheit für markenbewusste HipHopper. Angesagte Club-Location mit Sushi-Bar.



K. THEILNER

Szenetreff „Bauhütte Gemütlichkeit Schmalzwald“

REINGOLD

Novalisstraße 11,
U 6 Oranienburger Tor.
Coole Cocktail- und Austernbar
im Leder- und Samtstil der
dreißiger Jahre. Einlass nur mit
gepflegtem Äußeren.

WMF

Johannisstraße 20,
U + S-Bahnhof Friedrichstraße.
Ehemaliges Gästehaus des
DDR-Ministerrats. Jeden ersten
Mittwoch im Monat: Mikro
Lounge. Internationale Gäste
diskutieren das Zeitalter des
Internets. Hochkarätige Musik
aus zwei Bars.

NEUKÖLLN

CAFE RIX IM SAALBAU NEUKÖLLN
Karl-Marx-Straße 141,
U 7 Karl-Marx-Straße.
Trutzburg wider das (verrufene)
Neukölln! Gemütliches Café im
aufwendig restaurierten Jugend-
stilsaal. Gute Tageskarte.

CAFE XENZI

Selchower Straße 31,
U 8 Boddinstraße.
Anachronistisches Einraum-
erlebnis mit Bollerofen, erfreut
sich seit Jahren geradezu
unwirklicher Beliebtheit.

PRENZLAUER BERG

LA BODEGUITA DEL MEDIO
Lychener Straße 6,
U 2 Eberswalder Straße.
Hemingway lässt grüßen. Kuba-
nische Kneipe im Stil der zwan-
ziger und dreißiger Jahre. Hier
soll es die besten Mojitos Ber-
lins geben.

HEADHUNTER

Stargarder Straße 76,
S-Bahnhof Schönhauser Allee.
Alle Frisuren zum Einheitspreis
von 20 Mark, bedient wird nur,

wer, wie auf dem Sozialamt,
eine Nummer gezogen hat.
KONNOPKES IMBISS
Schönhauser Allee,
U 2 Eberswalder Straße.
Ost-Berlins unter der Hochbahn
gelegene Kult-Wurstbraterei.
Beste Currywurst der Stadt!

MARY JANE BAR

Kastanienallee 24,
U 2 Eberswalder Straße.
Spaciger Tip für frühe Morgen-
stunden: Chill-out am Plüsch-
Tresen mit Drum'n'Bass und
House-Musik.

PRATER/BASTARD

Kastanienallee 7-9,
U 2 Eberswalder Straße.
Für Liebhaber Alt-Berliner Wirts-
häuser. Das Bastard ist eigent-
lich das Foyer einer Spielstätte
der Volksbühne, fungiert an Wo-
chenenden als Club.

SCHÖNEBERG

CAFE SAVARIN
Kulmer Straße 17,
U + S-Bahnhof Yorckstraße.
Köstliche Pasteten, Gemüse-
torten und Kuchen. Schlemmen
wie in Omas guter Stube.

GREENDOOR

Winterfeldtstraße 50,
U 1/2/4/15 Nollendorfsplatz.
Unter Cocktaifans und Liebha-
bern eleganter Innenarchitektur
absolut bekannt.

LUKILUKI

Motzstraße 28, U 1/2/4/15.
Herren bedienen als Damen
oder mit nacktem Oberkörper.
Nette Stimmung bei schlechtem
Essen.

PINGVIN CLUB

Wartburgstraße 54,
U 7 Eisenacher Strasse.
Reminiszenz der Amerikaver-
hörung des alten West-Berlin.

Vielleicht wird Berlin nie eine „Weltstadt“? Aber wie definiert sich das schon, Glastürme statt Ruinen, Anglizismen statt „Trepptower Park“ („Treptowers“-Kreation der Immobilienwerbung), Fußbodenheizung statt Kachelöfen?

So ostzugewandt und gleichzeitig international, so reiselustig und mondän sich viele junge Berliner geben, so wenig interessieren sie sich für „Restdeutschland“ (=Westdeutschland). Nicht ohne Arroganz lässt man sich höchstens mal zu einem Weekend-Trip nach Hamburg überreden, weil dort ein berühmter DJ aufgelegt oder Massive Attack spielt, aber andernorts hat man, abgesehen von weihnachtlichen Elternbesuchen, nichts verloren. Bayern ist ferner als das Mittelmeer, Budapest und Prag näher als der Rhein.

Lange wird sich das reizvoll-unbestimmte „Alles ist möglich“ in dieser Stadt mit permanentem Baustellenstatus wohl nicht mehr halten. Den massiven Umbau ihrer Stadt betrachten viele Leute, die ich kenne, skeptisch bis wütend: Sie haben das ungute Gefühl, einfach nie dazu gefragt worden zu sein. Seit Jahren kannten die jungen Berliner ihre Stadt, ob Heimat oder Wahlheimat, als Ort der Unbestimmtheit, der chronische Baustellenstau wurde ihr Markenzeichen. War in dieser Unbestimmtheit noch Raum für die verschiedensten Vorstellungen von „Berlin“, jagt die Konkretisierung dieser Ideen, die mit dem Umzug des Regierungssitzes einen weiteren Meilenstein passiert, Angst ein.

Natürlich fürchten die jüngeren Berliner auch, die lieb gewonnenen Spaßnischen zu verlieren. Die illegale „Montagsbar“, ein Kellerloch um die Ecke mit Sixties-Mobiliar, hat dichtgemacht, den Trödelmarkt am Tacheles gibt es nicht mehr, stattdessen nervt ein blinkender Rummel, die blöde Hausverwaltung reißt den netten quietschorangenen Kachelofen aus der Wand und setzt eine teure, hässliche Zentralheizung in die Bude, und nebenan macht ein von dicken Krawattis bevölkertes Stehlokal mit bescheuertem französischen Etepetete-Namen auf.

Doch auf das „neue Berlin“ entstehen auch wieder ganz eigene ironische Antworten. Schuppen machen auf, die sich „Daimler-Chrysler“ oder knapp „Die Schweiz“ nennen, Besetzer in der Tucholskystraße verpackten ihr Haus in frapperierend ähnlicher Silberfolie wie Christo zeitgleich den Reichstag (Es gehen Gerüchte um, dass mancher Japaner mit Fotos von diesem Christo nach Hause flog) und hängten in Augenhöhe für Touristen ein Schild vor ihre Tür: „Abenteuersafari Tucholsky 30 – Erleben Sie freilebende Hausbesetzer – Bei einer Führung lernen Sie prickelnd hautnah eine der seltensten Menschengattungen in ihrem natürlichen Lebensraum kennen! Tucho Tours: 39,90 Mark für jeden Teilnehmer.“

Die Subkultur reagiert ironisch-witzig, nicht depressiv-verstimmt, heimlich fühlt sie sich den Neuanrücklingen überlegen. Wenn die sich für Berlin und seine Bewohner interessieren, ist man ihnen einigermaßen freundlich gesinnt, wenn sie aber mit dem Gestus des Rattenlochsäubers auftreten, wünscht man sie schleunigst zurück in das Unland der Fußbodenheizungen und elektrischen Ei-Anpiker.

Dückers, 30, wurde in West-Berlin geboren und lebt als Autorin in Prenzlauer Berg. Sie veröffentlichte dieses Jahr im Aufbau-Verlag einen Roman über die neue Berlin-Generation, „Spielzone“.



W. BAUER